

(Nachdruck verboten.)

## Hanna.

9) Roman von Peter Egge.  
Autorisierte Uebersetzung aus dem Norwegischen  
von Adele Neustädter.

„Reich verheiratet ist kaum der rechte Ausdruck, lieber Freund. Sie ist wohlhabend. Uebrigens eine stille, bescheidene Natur. Häuslich! Wohl etwas sehr erfüllt von ihrer Häuslichkeit. Hast Du Kinder?“

„Nein.“

„Ich auch nicht. Und das ist übrigens gut für mich. Bin so in Anspruch genommen außerhalb des Hauses, mit Kommunal- und anderen Geschäftsfragen, daß wenig Zeit für die Familie bleibt. Ich freue mich schon, hier oben anzufangen! Wie ich mich mit diesen Bureaukraten herumalgen werde! Aber wir werden sie doch stürzen. . . . Mit wem verkehrst Du!“

„Mit niemand.“

„So hoffe ich, daß wir die Jugend- und Studienfreundschaft erneuern werden, Johannes.“

„Ja, das hoffe ich . . . ohne allzu viel politischen Beigeschmack.“

„Wie Du willst. Politik ist übrigens die beste Stimulanz, wenn man zu leben wünscht. Aber, zum Teufel, wo bleibt Deine Frau?“

„Sie kommt bald!“

Holthe erhob sich und ging hinaus. Kurz darauf kam er mit Hanna herein.

Hjelm ging auf sie zu und drückte ihre Hand.

„Sie haben mich wirklich noch nicht richtig bei sich begrüßt, gnädige Frau.“

„Ich heiße Sie hier willkommen.“

„Vielen Dank, gnädige Frau: Trauern Sie? Sie sind so schwarz.“

Sie blickte ihm besangen in die Augen.

„Nein,“ sagte sie etwas verwundert.

„Ah, ich begreife. Sie haben den gleichen Geschmack wie ich, Blondinen wie gnädige Frau, sollten sich nie anders denn in Trauerkleidung zeigen. Ich freue mich in meinem und meiner Frau Interesse, recht oft mit Ihnen zusammenzukommen. Ich werde nämlich auch in dieser stolzen Stadt wohnen.“

Er setzte sich aufs Sofa und strich sich mit einer Hand über seinen kurzgeschneittenen Vollbart. Hanna nickte und ging in die Küche, um nach dem Abendessen zu sehen. Nach einer Weile kam sie wieder herein, setzte sich und hörte Hjelm zu.

Sie war nie einem Mann mit solchem Mundwerk begegnet. Und dann war es so amüsant, etwas über Johannes Kindheit und Studentenjahre zu hören, wo seine Freunde geblieben waren . . .

„Spielen Sie, gnädige Frau?“ fragte Hjelm bei Tische.

„Nein.“

Es war vielleicht aufmerksam von ihm, daß er mit ihr sprach; aber es war unterhaltender, wenn er so redete, daß sie nicht genötigt war, zu antworten oder mit zu plaudern.

„Wir spielen hier im Hause nicht viel, fast nichts“, sagte Holthe.

„Erinnerst Du Dich, Johannes?“ Und Hjelm summete die ersten Takte eines Chopinschen Walzers.

„O ja.“

Holthe sah in Gedanken Hjelm's Studentenbude aus den ersten zwei Jahren in Christiania. Abende mit Punsch und Musik . . .

„Ich wünschte wahrhaftig, daß ich Arzt wäre,“ sagte Hjelm, und verschluckte seine Bissen, „wie könnte ich da weit leichter an das Volk herankommen, denn als Rechtsanwalt. Aber das weiß ich, könnte ich nicht Arzt oder Politiker, so möchte ich Musiker sein. Prost Johannes! Alle tief musikalischen Naturen sind radikal.“

„O, Du bist wohl nicht so schrecklich radikal?“

„Ja, auf Ehre!“

Und dann trank er.

Sobald sie sich vom Tische erhoben hatten, ging Hjelm ans Klavier und spielte. Rings umher herrschte Ruhe. Der ganze Vortischwall wurde von den Tönen weggeschwemmt, und alles wurde zu Tönen.

Hanna glaubte diese Musik besser zu verstehen als die, welche sie in den Konzerten gehört hatte, obgleich sie gewiß gerade so schwierig war.

Hjelm war mit der Nummer fertig und ließ die Finger wie in Gedanken über die Tasten gleiten.

„Siehst Du, man muß die Dinge in Ruhe nehmen. . . . Opportun ist dasselbe Wort. . . . Man muß den Lauf der Ereignisse abwarten, Johannes. . . .“

„Auh, er begann jetzt von Politik zu sprechen! . . .“

Hanna sah Johannes verwundert an; aber er bemerkte es nicht.

„Wenigst Du das wieder?“

Und Hjelm sang mit seinem Bariton:

„Lehn' Deine Wang an meine Wang. . . .“

Hanna kannte die Worte. Sie hatte kürzlich das „Buch der Lieder“ durchgelesen und lächelte jetzt, die Musik formte die Worte so neu und innig. . . . Ihr Mund war halb geöffnet, die Augen groß, der Körper ein wenig vorgebeugt, wie um zu sehen, zu greifen. . . . Und dann verhallten Worte und Töne.

„Glaube mir, es wird einen ordentlichen Krach geben, wenn dieses Nest der Rechten reine Vertreter der Linken ins Parlament schickt, in drei — höchstens sechs Jahren.“

Und dann sang er wieder:

„Im wunderschönen Monat Mai. . . .“

Holthe sah hinter ihm. Er mußte diesen Mann bewundern. Wie gut er sich gekleidet hatte: genau wie in aller Zeit. Nun würde er hier Politiker spielen. . . . Damit war in Hamar keine Carriere zu machen. . . . Dort wählte man nur Bauern. In drei, sechs Jahren, sah dieser Volkstribun vielleicht im Parlament! . . . Man konnte ihn ja ab und zu bei sich sehen. . . . Der Weg nach Löwvall war glücklicherweise zu lang, um ihn jeden Tag zu gehen. Und er war wohl nicht immer so mit Politik geladen, wie jetzt und am ersten Abend, wo er mit all seinem Besserwissen austoben mußte. . . .

Er kam ja vom Schlachtfelde.

„Sage, wie viel Stimmen Majorität hatte die Rechte hier bei der letzten Wahl?“

„Ich glaube fünfzig,“ antwortete Holthe.

Hjelm sang:

„Kürzlich schritt ich spät am Abend

Nach der Desterstraße hin. . . .“

Hanna mußte lachen, daß er jetzt so was singen wollte! Sie hielt das Taschentuch vor dem Munde und hatte Thränen in den Augen.

Hjelm sang:

„Fein rasiert mit steifem Kragen,

Martin stand gen Abendtund

Sinten bei der Lokomotive,

Frisch und wohl, stramm und gesund.“

Sie mußte die einfältige Feierlichkeit annehmen, die er mimte. Sie lehnte sich im Sofa an Johannes und lachte und biß ins Taschentuch. Er belächelte ihre Lachqual und sah ruhig.

Spät am Abend ging Hjelm, und da waren beide, Johannes und Hanna, seiner müde.

## IV.

Anfangs September reisten sie endlich fort, und sie wurde nicht enttäuscht. Sie zogen mit dem beginnenden Herbst südwärts, besuchten Kopenhagen, Berlin, München, Venedig, Rom, Neapel und Capri. Hier rasteten sie von Dezember bis Mitte März. Mit dem Frühlinge eilten sie nach Nizza und zogen dann nördlich nach Paris. Inzwischen hatte der Lenz sie verlassen; denn als sie in den letzten Apriltagen in Paris ankamen, hatte der französische Sommer schon seinen Einzug gehalten.

Die Menschen, mit denen sie zusammenkam, interessierten Hanna mehr als die Natur, ergötzen sie mehr, als Blumenpflücken und das Baden zur Weihnachtszeit in Italien. Sie entdeckte, daß sie mit diesen neuen Menschen plaudern konnte,



fachen und Unstun schwachen, ganz anders wie zu Haus, ob sie nun Scandinavier oder Zuhänder waren. Alle waren so schlüch und elastisch. Ob sie das auch fortsetzen konnte, wenn sie zurückkehrte? Würde sie dann nicht eben so steif und linksich werden, wie sie vor der Reise gewesen? ... Und alle Bekanntschaften, die Johannes hatte, wo er auch hinkam! Und daß er auch wie sie, von den Menschen so angeregt werden konnte!

Es lag wohl in der Luft, die so mild war in diesem Sommer, daß die Leute so freilustsroh und liebenswürdig waren! ... In all den Jahren, die sie nun auf Löbwall verbringen sollte, würde sie sich an die geringsten Erlebnisse dieser Reise erinnern, jeder interessanten Bekanntschaft, jedes lustigen Ausfluges und jeder besonderen Freude. Was es jetzt nicht sonderbar, daß sie sich auch schon darauf freuen konnte? ...

Ende Mai brachen sie von Paris auf und reisten direkt nach Hause.

Sie sollte zum Herbst Mutter werden.

(Fortsetzung folgt.)

### Naturwissenschaftliche Ueberblick.

Von Curt Grottewig.

Wer heutzutage gegen Darwin schreibt, muß selbst Darwinianer sein. Jene seltsam konjurierten Menschen, welche aus Anhänglichkeit an alte Gespenster etwa die Abstammungslehre angreifen, erscheinen der heutigen Naturforscher-Generation nicht mehr als Feinde, mit denen es zu kämpfen verlohnt, sondern mehr als liebe nette Greise, denen man mit Freundlichkeit und gesüßvollem Herzen aus dem Wege geht. Aber es sind doch nicht nur diese armen Leute, die sich heute gegen Darwin wenden. Aus den Reihen der Anhänger selbst ertönt vielfacher Widerspruch. Nicht als ob man darum über Darwin geringer dächte. Denn über seine Hauptlehre, die Entwicklung und Abstammung höher organisierter Wesen von niederen, herrscht heute keine Meinungsverschiedenheit mehr. Aber warum sollte er nicht hier und da in anderen Punkten geirrt haben. Auch Darwin kann irren. Obwohl der alte Meister mit Stille und Ausdruck mächtig zu kämpfen hatte und ein Englisch zum besten gab wie eine Gerichtsverordnung, so ist doch der Inhalt seiner Werke voller Scharfsinn und atmet überall einen hohen über den Dingen stehenden Geist.

Also vor Darwin allen Respekt! Aber die Art und Weise, wie die Entwicklung von einem Wesen zum andern vor sich geht, hat er doch kaum richtig zu erklären gewußt. Die Entwicklung geht nach ihm bekanntlich folgendermaßen vor sich: Die Nachkommen eines Lebewesens sind in wenn auch geringfügigen Eigenschaften sowohl von ihren Eltern als auch unter einander verschieden. Von diesen Individuen werden diejenigen die meiste Aussicht haben, leben zu bleiben und sich zu vermehren, deren neu aufgetretene Eigenschaften einen Vorteil bedeuten. Die Nachkommen auch dieser vorteilhaften ausgestatteten Individuen werden wieder variieren, und von ihnen werden wieder die die lebensfähigsten sein, welche jene vorteilhaften Eigenschaften in noch größerem Maße besitzen. So würde also nach vielen Generationen eine neue Art entstanden sein, welche für ein bestimmtes Milieu vorteilhafte Eigenschaften in genügendem Maße besitzt. Das Lebewesen hat sich, wie Darwin sagt, an das Milieu angepaßt. Diese Erklärung ist ungemein scharfsinnig, und sie ist so plausibel, daß sehr starke Einwände sie nicht sofort zu erschüttern vermochten. Einmal wurde gesagt, um diese allmähliche und ganz auf den Zufall gestellte Erwerbung nützlicher Eigenschaften für möglich zu halten, dazu sind unermessliche Zeiträume nötig, welche in unserem Weltsystem vielleicht doch nicht zur Verfügung stehen.

Niel wesentlicher ist der folgende Einwand. Wenn die Nachkommen eines Elternpaares nur in ganz geringfügigen Merkmalen von diesem und untereinander abweichen, so ist kein Grund vorhanden, warum die natürliche Auslese sie erhalten sollte. Eine so geringfügige Abweichung hat doch keinen Zweck. Es ist für einen Esel eine sehr vorteilhafte Eigenschaft, daß er mit den Hinterbeinen ausschlagen und sich dadurch wirkungslos verteidigen kann. Nun denke man sich aber einen Vorfahren des Esels, der diese Waffe noch nicht besaß, vom „Zufall“ aber dazu außersehen war, sie zu bekommen. Die kleinen Esel eines alten Esels variierten also. Einer bekam einen schwarzen Fleck auf dem Hinterteil, der andere ein paar Härchen auf der Nase, der dritte die Eigenschaft, den Fuß seines linken Hinterbeines gelegentlich zwei und einen halben Centimeter nach hinten auszustrecken. Was sollte nun die natürliche Zuchtwahl mit den drei Eseln anfangen? Darwin möchte, daß das mit der letzteren Eigenschaft ausgestattete Individuum überleben und solche Eselchen hervorbringen würde, von denen einer jene Eigenschaft in verstärktem Maße, also etwa auch auf dem rechten Weine besäße. Spätere Eselgenerationen würden dann die Hinterbeine 2/4, 3, 3/4 usw. Centimeter ausstrecken können, bis schließlich der heutige Normalesel fertig geworden ist. Ja, aber! sagt die natürliche Zuchtwahl. Für mich ist ein Esel, der seine Weine bloß zwei und einen halben Centimeter in die Höhe heben kann, genau so wehrlos und

lebensunfähig wie einer, der einen schwarzen Fleck auf irgend einer Stelle seines Körpers hat.

Dieser Einwurf ist schon zu Darwins Lebzeiten gemacht und später wiederholt, aber erst jetzt recht gewürdigt worden. Vor einigen Jahren schrieb der Engländer Bateson ein großes fleißiges Werk, in dem er die Fälle von Variationen, die bisher bekannt geworden waren, untersuchte. Er fand dabei allerdings solche, in denen eine allmähliche Entwicklung konstatiert werden konnte, in weit größerem Maße aber solche, wo eine neue Eigenschaft ganz plötzlich in vorgeschrittenem hohen Grade aufgetreten war. Wenn man nun bedenkt, daß auch in den Fällen allmählicher Entwicklung doch nie im entferntesten der vollständige Uebergang einer Art in eine andere beobachtet wurde, so muß man zu der Ansicht gelangen, daß neue Eigenschaften in der Regel nicht allmählich durch Untergang unzähliger Generationen, sondern plötzlich, sprungweise an irgend einem Individuum auftreten.

Erst jüngst berichtete G. Haberlandt in der Festschrift für Schwendener von einem Experiment, das er an einem tropischen Schlingengewächse angestellt hatte. Er hatte die wasserabscheidenden Organe, die der Pflanze zur Regulierung der Wasser- und Nahrungsaufnahme von großer Wichtigkeit sind, die sogenannten Hydathoden durch Vergiftung unfähig gemacht, ihre Funktionen zu verrichten. Nach einigen Tagen erfolgte indes die Wasserabgabe an den Blättern der Pflanze von neuem, es waren aber keineswegs etwa die alten Organe wieder gewachsen, sondern es waren vollständig andersartige, mit anderem Zellgewebe und nach anderem System gebaute Organe entstanden. Ganz plötzlich hatte hier also diese Schlingpflanze eine neue nützliche Eigenschaft bekommen, ohne daß erst ein Ansatz dazu vorhanden gewesen und daß die natürliche Zuchtwahl dabei im Spiele gewesen wäre. Das neue Organ ist nicht an den Vorfahren in kleiner Anlage vorhanden gewesen, um sich von Generation zu Generation zu vergrößern und zu verbessern, es brauchen nicht unzählige Vorfahren, die das Organ nicht so vollkommen besaßen und deshalb untüchtiger waren, unterzugehen. Das Individuum schuf vielmehr das neue Organ plötzlich aus sich heraus zu einer Zeit, da es desselben bedurfte. Wo bleibt da der Kampf ums Dasein, der das Tüchtigere erhält, wo die allmähliche Entwicklung, die ein zweckmäßigeres Organ nicht eher vollenden, ein Lebewesen nicht eher einem neuen Zwecke vollkommen anpassen kann, bis sie Millionen von Generationen wegen ihrer Untüchtigkeit klanglos hat untergehen lassen?

Daß neue Eigenschaften plötzlich und in ausgeprägter Form auftreten können, das sieht man eigentlich recht deutlich an den großen Umwandlungen, die der Einfluß des Menschen in kurzer Zeit an den Haustieren und Kulturpflanzen hervorgebracht hat. Wäre in den Lebewesen nicht eine große Neigung, plötzlich, und zwar individuell, neue Eigenschaften zu bekommen, so würde es unsern Tier- und Pflanzengächtern wohl nicht gelingen sein, so verschiedene Varietäten z. B. vom Hunde oder von der Ratte zu erziehen. Der bedeutende holländische Botaniker de Vries beschäftigt sich seit vielen Jahren damit, Pflanzen von monströsen Formen zu ziehen und die Gesetze dieser Bildungen zu ergründen. In seinen vor kurzem in den „Comptes rendus“ veröffentlichten Arbeiten spricht er gelegentlich auch die Meinung aus, daß sich fast an jeder Pflanze monströse Formen erziehen lassen und daß diese um so williger auftreten, je größere Sorgfalt man auf die Kultur der Pflanzen verwendet, je mehr man sie hegt und pflegt. Und der wütende, blutige Kampf ums Dasein der angeblich das Tüchtigste erhält und die Rasse verbessert?

Tatsächlich bestreitet S. Korshinsky in seinem Werke „Heterogeneseis und Evolution“, das er der Petersburger Akademie zugesandt hat und über das er in der „Naturwissensch. Wochenschrift“ berichtet, den Wert des Kampfes ums Dasein vollständig. Er hält ihn für den Vernichter aller feineren und reicheren Entwicklung, der die in so hunder Weise variierten Wesen zu Gunsten einiger weniger wieder verschwinden läßt. Wohlgeremt, Korshinsky bestreitet die Wirkung des Kampfes ums Dasein nicht, sondern er hält ihn nur für den Feind der Entwicklung, die infolge einer inneren Tendenz zum Fortschritt zustande käme. Mit Tendenzen und dergleichen Gespenstern läßt sich eben alles erklären. Inzwischen haben sich aber die Gespenster verflüchtigt, dann gingen sie in den gasförmigen Zustand über, begannen zu stinken und explodierten schließlich in ein großes Nichts, so daß heute bloß noch der wohlklingende Name davon übrig geblieben ist. Damit läßt sich aber nichts anfangen, und so ist auch Korshinsky's Tendenz zum Fortschritt nur ein herrlicher Name für die Tatsache, daß er nicht erklären kann, wie sich ein Wesen zu einem andersartigen entwickeln kann. Immerhin ist seine Idee bemerkenswert, daß die Entwicklung neuer Eigenschaften bei Lebewesen individuell und in einer gewissen zweckmäßigen Richtung stattfinden müsse und der Kampf ums Dasein nicht gerade geeignet sei, eine große Mannigfaltigkeit von Lebewesen hervorzubringen.

So sind denn die Erklärungsversuche, die Darwin für die Entwicklung einer Art aus einer andern gab, trotz alles Scharfsinns doch nicht recht einleuchtend. Die natürliche Auslese, der Kampf ums Dasein, wenn dieser Faktor überhaupt eine so große Rolle spielt, kann die Entwicklung nicht hervorbringen, sondern nur bereits entwickelte Organe erhalten. Das oben angeführte Beispiel von der plötzlichen Entstehung eines neuen Organs, ein Beispiel, dem einige andere noch zur Seite gestellt werden können, deutet sogar darauf hin, daß Organe nicht erst durch allmähliche Züchtung



über viele Generationen hin, sondern auch spontan entstehen können, also ohne den Kampf ums Dasein. Nun bleibt aber immer wieder die große Frage bestehen, die alle Biologen gegenwärtig beschäftigt: Auf welche Weise geht die Entstehung eines neuen Organs und damit die Entstehung einer neuen Art aus einer alten vor sich?

Man muß sich das organische Gemisch, aus dem jedes Lebewesen besteht, ohne Zweifel als eine sehr plastische Masse vorstellen, die sich leicht in allerhand Formen pressen läßt. Die große Variabilität unter den Nachkommen eines und desselben Elternpaares, aber auch die große Veränderung, welche Organe durch Gebrauch oder Nichtgebrauch, durch Versetzung in verschiedene Lebensumstände erfahren, weisen darauf hin. Eine große Abhängigkeit der organischen Gestalt vom Milieu wird niemand leugnen. Es scheint nun aber, daß die Lebewesen in denselben Grade und in denselben Sinne ungleich sind, als ihre Lebensverhältnisse ungleich sind. Ja noch mehr, die Ungleichheiten und daher auch die neuauftretenden abweichenden Eigenschaften sind nichts anderes als die ganz entsprechende Form, welche die abweichenden Lebensbedingungen in dem Organismus notwendigerweise, d. h. rein mechanisch hervorbringen müssen. Wie der Fuß des Pferdes in den Sand eine Fußspur preßt, die dem Fuß entspricht, so drückt das Milieu sein Abbild in den Organismus ein und zwar in ganz genau derselben mechanisch-physikalischen Weise.

Eine Pflanze, die dicht von anderen umgeben ist, hält in ihrem Wachstum mit ihnen gleichen Schritt, ohne von ihnen überflügelt und unterdrückt zu werden. Nach Darwin müßte man annehmen, daß die Vorfahren der Pflanze diese Eigenschaft, mit ihrer Umgebung um die Wette zu wachsen, allmählich im Laufe vieler Generationen erworben hätten und daß sie eben, weil sie diese nützliche Eigenschaft erworben, erhalten blieben. Sie sind der Umgebung angepaßt, während die nicht passenden untergegangen sind. Die Sache ist aber viel einfacher! Die Pflanze wächst so schnell, weil das Milieu sie schnell wachsend macht. Zudem ihr nämlich die Nachbarschaft gewaltig auf den Leib rückt, wird sie von allen Seiten beschattet, eine Folge davon ist, daß aus ihr nicht viel Feuchtigkeit verdunsten kann, das von unten kommende Wasser läßt deshalb in den Zellen einen großen Druck aus und bringt dadurch in ihnen eine kolossal stredende Wirkung hervor. So bekommt die Pflanze sehr lange Zwischenstufenstadien, so wird überhaupt ihr Stängel, ihrtrieb naturgemäß sehr lang. Das schnelle Wachstum ist also keine im Kampf ums Dasein erworbene Anpassung an das Milieu, sondern umgekehrt, das Milieu, die Schatten gebende Nachbarschaft hat das schnelle Wachstum hervorgebracht. Wie also der Fuß des Pferdes in den Sand eine Fußspur drückt, die genau der mechanischen Einwirkung des Fußes entspricht, so preßt die schattenpendende Nachbarschaft die Pflanze in die Form, die der mechanischen Einwirkung des Schattens entspricht. Das ist eben die Form des schnellsten, mit den umgebenden Pflanzen schritthaltenen Wachstums. So ist es aber wahrscheinlich mit jedem neu auftretenden Organ, jeder neuen Eigenschaft eines Lebewesens. Ein Wesen verändert sich, wenn das Milieu sich ändert und es bekommt die Form, in die es durch das Milieu gepreßt wird.

Wir kennen nur leider den ganzen Mechanismus der Organismen und des Milieus noch viel zu wenig, als daß diese mechanische Beziehung von beiden immer deutlich nachzuweisen wäre. Ein interessantes Beispiel dafür findet man neuerlich in einer Abhandlung von Robert Hartig über die Ursachen exzentrischen Wachses der Waldbäume („Centralbl. f. d. ges. Forstwesen“ VII, 1899). Hartig hat freilich an diese mechanische Formung durch das Milieu nicht gedacht, da er in seiner Arbeit nur rein forstliche Interessen hatte. Er untersuchte den Zuwachs, den die verschiedenen Bäume im Laufe der Jahre erhalten und der sich hauptsächlich in der Stärke der Jahresringe des Stammes ausdrückt. Wenn die Krone infolge einer vorhergehenden Windrichtung z. B. ungleich oder einseitig ist, so entwickelt sich der Zuwachs an der Seite des Stammes besser, an der die Krone kräftiger ausgebildet ist. Die kräftig ausgebildete Krone übt auf dieser Seite einen großen Druck auf die hier befindlichen Schichten aus. Die Zellen selbst werden gedrückt und dadurch zur Teilung, also zur Vermehrung angeregt. Da so der Lebensprozeß der Zellen reger vor sich geht, so nehmen sie auch die meiste Nahrung des Baumes in Anspruch und das wieder hat zur Folge, daß sie besser wachsen und sich wiederum besser vermehren. So werden dem an der Seite des Stammes, die den größten Druck auszuüben, die größte Last zu tragen hat, die Jahresringe am dicksten. Da nun diese Seite die kräftige Ausbildung besonders nötig hat, eben damit der Baum unter der einseitigen Last nicht zusammenbricht, so würde man mit Darwin annehmen müssen, daß der Baum diese Eigenschaft im Kampf ums Dasein allmählich erworben habe. Die Sache ist aber ganz einfach so: Der Baum bildet die stärker belastete Seite kräftiger aus, weil das Milieu (hier die stärkere Last) diese Seite kräftiger macht. Man sieht, der Baum hat nicht sich dem Milieu, dem Gesetz der Schwere, angepaßt, sondern im Gegenteil, das Gesetz der Schwere hat den Baum sich angepaßt, es hat ihn so wachsen lassen, daß er das Gleichgewicht behält. Ob nun dieses Gesetz des mechanischen Korrespondierens zwischen Milieu und Organismus überall gilt, ist freilich nicht festzustellen. Jedenfalls würde es am leichtesten erklären, wie ein Organismus eine neue zweckmäßige Form erhalten und dadurch zu einer neuen Art sich entwickeln kann.

### Kleines Revueletton.

— Der Kolportage-Roman. Die „Preussischen Jahrbücher“ bringen im Oktober-Heft eine eingehende Aufstellung aller Einnahmen und Ausgaben, die einen erfolgreichen Kolportage-Roman betreffen. Die ersten Hefte bilden das „Sammelmaterial“, sie fördern die Leser; von diesen Heften hängt größtenteils der Erfolg des Werkes ab. Von einem in Berlin erschienenen Romane, der 150 Hefte umfaßt, wurde das erste Heft in 2500 000 Exemplaren gedruckt; vom zweiten Hefte wurden 215 000 Exemplare herzustellen, und von da an ging die Auflage abwärts bis zum fünften Hefte, das noch in 175 000 Exemplaren ausgegeben wurde. Die folgenden Hefte wurden nur mehr an die Abonnenten abgegeben, jedoch nahm die Zahl dieser immer mehr ab. Das ist eine konstante Erscheinung; aus verschiedenen Gründen wird eine mehr oder weniger große Zahl Abnehmer wirken. Interessant sind folgende Angaben über den Absatz der bezahlten Hefte. Es wurden nämlich

Von Heft 6 bis	8	zwischen 75 und 70 000
„ „	9	15 „ 60 000
„ „	16	23 „ 50 000
„ „	29	45 „ 40 000
„ „	46	70 „ 30 000
„ „	71	110 „ 20 000
„ „	111	120 „ 18 000
„ „	121	130 „ 18 000
„ „	131	136 „ 15 000
„ „	137	143 „ 14 000
„ „	147	150 „ 13 000

Von Heft 6 bis Heft 150 wurden also an 5 Millionen Stück abgesetzt, obgleich fast fünf Sechstel der Abnehmer vor Beendigung des Werkes „abgesprungen“ waren. Dennoch wurde der fragliche Roman als „Durchschläger“ bezeichnet. . . . Der Verleger überläßt die 10-Pfennig-Hefte gewöhnlich gegen 50 Proz. Rabatt, manchmal sogar zu 1/2 Pfennig statt zu 5 Pfennig. Jede 5 Millionen bezahlter Hefte brachten also ca. 225 000 M. ein. Die Ausgaben, im einzelnen nachgewiesen, beliefen sich auf 143 431 M. Der Gewinn, den jeder Roman dem Verleger einbrachte, kann also auf 80- bis 100 000 M. berechnet werden. Diesen Gewinn des Verlegers steht das Honorar des „Autors“ mit nur 6750 M. gegenüber. —

### Musik.

Im Reich der Töne besteht die Frauenemanzipation schon lange, wenngleich nicht seit jeher; allein sie nahm bisher mehr nur an dem Individualistischen dieser Kunst, am Solistikentum, teil und nur wenig an dem gemeinsamen Wirken. Der mehrstimmige Frauengesang, sowohl im Solistikensemble als besonders im Chor, fehlt unserer Musikwelt noch so gut wie ganz. Frauenorchester gab es bisher fast nur in der Unterhaltungsmusik; in die rein künstlerische Musik ist jetzt bei uns endlich ebenfalls ein solcher Versuch eingezogen. Am Dienstag trat der „neue erste deutsche Frauen-Orchester-Orchester-Orchester“ (Berlin) zum erstenmal vor die Öffentlichkeit. Er hat sich, im Verhältnis zu einem solchen Anfangswagnis, gut eingeführt. Die 25 Streicherinnen, ergänzt durch eine Harfe und diesmal durch ein Hornensemble, machten dank ihrer Dirigentin Mary Burnt sowie ihrer Konzertmeisterin und Solistin, der bereits günstig bekannten Concha v. Codelli, einen von allen Zierereien u. dgl. freien Eindruck. Die Kapellmeisterin dirigiert sichtlich und — was manchmal recht nötig war — mit rhythmischer Bestimmtheit. Die Ausführerinnen zeugten von gutem Können und Fleiß; einen Ersatz der noch zu merkenden Schwermüdigkeit durch seine Plastik kann wohl erst die längere Routine bringen. Die Auswahl der Stücke war schon wegen des Fehlens von Bläsern beschränkt und hielt sich zumeist an Werke älterer Richtung, wie die eine Serenade von H. Fuchs und eine Senerade (op. 72) unseres wohlangelegenen Heinrich Hofmann. Von einer ähnlichen Art epigonischer Sinfonien wie diese Nummer waren auch zwei Wiegens-Orchesterpositionen der Dirigentin. Einen moderneren originellen Ausdruck zeigte eine noch handschriftliche Valse von Ludwig Seb; sie wurde nebst anderen Liedern gesungen von Selma Thomas, deren Stimme, ein sehr sounorer „dramatischer“ Mezzo-Sopran, wohl durch Aufgeregtheit noch etwas misst war. Alles in allem: Glück auf!

Nun haben auch die großen und die kleinen („populären“) Konzerte der Philharmoniker begonnen. Was wir über diese Veranstaltungen öfter gesagt, bleibt uns hier nur kurz zu wiederholen übrig: ein treffliches Orchester, eine Fülle von alten und zum Teil neuen Darbietungen, die aber mehr zur Erregung und zur Vermehrung der Einzelkenntnisse des Publikums als zu seiner künstlerischen Erhebung zusammengestellt sind, und von denen die Novitäten mehr nach dem Geschmack der (sic) großbürgerlichen, (sic) kleinstbürgerlichen) Gesellschaft als nach gleichmäßiger Gerechtigkeit ausgewählt sind; dazu die oft erwähnten Schäden der Programmmüdigkeit und der Solistikentum. Im großen Philharmonien war für uns neu die D-moll-Symphonie des Franzosen César Franck (1822-1890), dessen Ruhm als eines der größten Modernen sich erst nach seinem Tod entfaltet. Die Kompositionswiese ist die bei den neueren Franzosen und Russen wie auch bei den Deutschen Bräuer übliche; mehrere, zum Teil etwas abgeänderte Themen werden einem äußerst geschickten Spiel von Kom-



inationen unterzogen, bis meistens das erste mit eindringlicher Verstärkung den Satz wirkungsvoll schließt, im Gegensatz zu der älteren deutschen Weise eines Haydn, Beethoven und Anderer, bei der aus einem oder wenigen Themen eine immerliche Entzweiung geschieht. Was man „Seele“ nennen könnte, ist dort meist nur durch ein, allerdings mitreißendes, „gloire“-artiges Pathos vertreten. Innerhalb dieses Rahmens wird jedoch ein bewundernswerter Reichtum von Erfindungskraft entfaltet. Das ähnliche, schon bekannte Klavierkonzert B-moll von Tschaiwitsch wurde von der, in doppeltem Sinn gewaltigen Künstlerin Teresa Carreno (wir hörten die Probe) mit dem in solchen Fällen üblichen Erfolg vorgetragen.

In einem der „Populären“ wurde Weingartners Sinfonische Dichtung „Das Gefilde der Seligen“, nach mehrfacher Aufführung in verschiedenen deutschen Städten, als Berliner Novität gebracht. Wie Julius Zellner seine, bei uns leider vernachlässigte „Melusine“ an den Wilderchelus von Schwind anknüpfte, so ist dieses Werk durch einen Vöcklin angeregt. Es reicht unjeres Erachtens an die, namentlich motivische, Größe der „Melusine“ nicht heran, ist aber als Stimmungsbild und durch seine geistvolle Polyphonie und Instrumentierung einer besseren Aufnahme würdig, als sie ihm diesmal zu teil wurde. — sz.

**Anthropologisches.**

— **Geburtsfleden** in der Gegend des Kreuzbeines beobachtete nach einer Mitteilung des „Globe“ Chemin bei den Annamiten. Matignon hat dieselben früher bei den Chinesen und Wälz bei den Japanern nachgewiesen. Gelegentlich der Impfung beobachtete Chemin 132 Fälle bei annamitischen Kindern in Cochinchina. Bei Kindern unter einem Jahr waren die Fleden in 89 Proz. der Fälle, also in etwas geringerer Zahl, wie bei chinesischen und japanischen Kindern gleichen Alters vorhanden. Bei Kindern zwischen zwei und drei Jahren fiel das Verhältnis auf 71 Proz. und betrug nur 19 Proz. bei den Kindern zwischen drei und acht Jahren. Die Farbe der Fleden war immer bläulich oder schiefersfarben; sie erinnerten bisweilen an mit Blut unterlaufene Fleden mit scharfer Begrenzung. Bisweilen nur sehr klein, nehmen sie in einigen Fällen eine große Fläche ein. In fünf Fällen beobachtete Chemin, daß ein dunkler Fleden mit glattem Rande von einem viel größeren und viel helleren Fleden eingeschlossen war. Nach Matignons Annahme sind die helleren in Rückbildung befindliche Fleden. Nicht immer ist das Verschwinden der Fleden eine Begleiterscheinung des Auftretens des normalen Hautpigments. Die Form der Fleden ist außerordentlich verschieden. Außer in der Gegend des Kreuzbeines beobachtete Chemin in vier Fällen auch Geburtsfleden auf der Rückseite der Schulter, auch treten sie auf dem Rücken und den Armen auf. Die Zahl der auftretenden Fleden ist verschieden, bisweilen tritt ein Hauptfleden auf, der von zwei oder drei kleineren umgeben ist. Nach Aussage der annamitischen Frauen verschwinden die Fleden in der Regel im Alter von fünf bis sechs Jahren. Auch bei annamitischen Kindern in Kanton, bei chinesischen Kindern der Vucht von Kuan-Chéu-Han, bei den Kindern der Ming-Luongs (Mischlinge von Chinesen und Annamiten), bei Mischlingskindern von Chinesen und Siamesen und bei siamesischen Kindern in Wangtol hat Chemin Geburtsfleden beobachtet und glaubt, daß dieselben ebenso zahlreich auftreten, wie bei den andern indo-chinesischen Völkern. —

**Aus dem Tierleben.**

— **Der Zugvogel und sein altes Nest.** In einem Aufsatz über „Das Wandern der deutschen Zugvögel“, den Professor R. Möbius in der Monatschrift „Himmel und Erde“ veröffentlicht, finden sich interessante Beobachtungen über die Art, wie die Zugvögel ihr altes Nest suchen und finden. Es ist sehr wahrscheinlich, daß sich Zugvögel da niederlassen, wo sie auferzogen wurden. Am 6. Juni 1893 wurden von Storey in England zwei Hausschwalben mit einem kleinen Fuchring versehen. Am 20. Juni 1894 kamen beide wieder nach ihrer vorjährigen Niststelle zurück. Wenn die Störche im März wiederkommen, sieht man sie hoch über dem Nistort schweben, ehe sie sich niederlassen, und hört sie dann auf einem alten Storchnest laut klappern. Aus diesem alten Verhalten ist zu schließen, daß sie sich freuen, wieder in ihrer Heimat angekommen zu sein. Wenn die alten Vögel nicht an ihren Nistplatz zurückkehren, nehmen denselben wahrscheinlich ihre Nachkommen ein. Auf einem Hügel in Finnland, auf dem 1786 der Astronom Maupertuis ein brütendes Paar Wandersalpen beobachtete, haben bis 1855 in jedem Jahre Wandersalpen gebrütet. Bei dem Dorfe List im Norden der Insel Sylt brüten seit langer Zeit Brandenten in Erdhöhlen, welche ihnen die Einwohner von List bereiten, um ihnen die zuerst gelegten Eier und nach der Brutzeit die Dammen des Nestes wegzunehmen. Diese Höhlen werden in jedem Frühling von Brandenten wieder in Besitz genommen, wahrscheinlich von denselben Individuen, die vorher darin brüteten, oder von deren Nachkommen. Wie findet der Vogel die Stelle seines Nestes wieder? Sein Auge und sein Gedächtnis leiten ihn dahin zurück. Wenn er 100 Meter hoch fliegt, also nicht höher als die höchsten Kirchtürme reichen, überblickt er einen Erdbodenkreis von beinahe 40 Kilometer Radius, in 200 Meter Höhe reicht sein Blick 54 Kilometer weit. Höher scheinen die Vögel selten zu fliegen. Luftschiffer sehen, wenn ihr Ballon 200 bis 300 Meter hoch schwebt, keine Vögel neben und über sich. Ein

Vogel, der über Berlin in der Höhe von etwa 100 Metern fliegt, überhaut die Umgegend Berlins nordwärts bis Eberswalde, südwärts bis Ludenwalde, ostwärts bis Finsterwalde, westwärts bis Rauen. Wälder und Felder, Wiesen, Flüsse, Seen, Dörfer und Städte liegen neben einander unter ihm. Kein Teil der ausgedehnten Landschaft verdeckt den andern vor seinem Blicke. Immer wieder empfängt er dieselben Gesichtseindrücke, wenn er sich so hoch erhebt, und diese müssen sich seinem Gedächtnis als scharfe Erinnerungsbilder einprägen, denn er unterscheidet die Stelle, wo er sein Nest gebaut hat, genau von allen anderen ähnlichen Gegenständen. Hat ein Vogel seinen Wohnplatz verlassen, um anderwärts Nahrung zu suchen, so braucht er nur über Bäume und Häuser in die Höhe zu fliegen, um die ihm bekannte Landschaft wieder zu überschauen, und nichts hindert ihn, dann in gerader Richtung heimzukehren. Auch den Zugvogel leitet auf seinen Wanderungen das Auge und das Gedächtnis. Viele norddeutsche Zugvögel sehen, wenn sie im Spätsommer oder Herbst nach Südwesten wandern, den Harz und Thüringer Wald, die Elbe, Weser, den Rhein und Schwarzwald, die Alpen, die Rhone, die Pyrenäen nach einander unter sich. Unterwegs lassen sie sich täglich nieder, um Nahrung zu suchen und auszuruhen, bis sie die äußersten Grenzen ihres winterlichen Nahrungsgebietes erreicht haben. Finden sie dort, wenn im Februar und März Dürre eintritt, nicht so viel Nahrung wie weiter nordwärts, so gelangen sie, dieser folgend, wieder in dieselben zurück, die sie im Herbst in umgekehrter Richtung durchwandert und überflogen haben. Nicht den Kongo und Niger, nicht Palmen, Elefanten und Strauße sieht man der nordwärts ziehende Storch mehr unter sich, sondern die Gebirge, Wälder, Flüsse, Wiesen, Felder, Städte und Dörfer Europas, wie er sie im Herbst gesehen hat; ihr Anblick leitet ihn nach seinem Nistplatz zurück. —

**Humoristisches.**

— **Verkannt.** Er: „Heut', Weiberl, hab' ich mich in eine Lebensversicherung aufnehmen lassen.“  
 Sie: „Natürlich, Du denkst halt immer nur an Deine eigene Person.“ —  
 — **Grausam.** Mutter: „Warum weinst Du denn, Mudi?“  
 Mudi: „Der Herr Lehrer hat gesagt, ich soll den Griffel nnd die Ohren spiken.“ —  
 — **Bedenklich.** Verkäuferin: „Vielleicht noch ein Kragenschoner gefällig für den Herrn Sohn?“  
 Vater: „Kragenschoner? Mein Sohn kann anziehen alle acht Tage einen neuen Kragen, wenn er will.“ —  
 („Reggend. hum. Bl.“)

**Notizen.**

— **Fran Gradl** verläßt mit Ablauf dieser Saison das Berliner Opernhaus. Grund: Heiratsachen. —  
 — **Im Salon Schulte** wird eine Kollektiv-Ausstellung Hubert Hertomers vorbereitet, in der man Gelegenheiten haben wird, seine berühmte „Weiße Dame“ und seine „Schwarze Dame“ nebeneinander zu sehen. —  
 — **Eine „Internationale Musikgesellschaft“** (Centralstelle Berlin) hat sich gebildet; sie gibt eine monatlich erscheinende „Zeitschrift“ und vierteljährliche „Sammelbände“ heraus. Das erste Heft beider Publikationen wird am 1. November ausgegeben. —  
 — **Sardous „Fedora“** ist von dem Italiener Giordano zu einem Musikdrama verarbeitet worden. Bei der ersten Aufführung in Deutschland in Mainz fand das Werk beifällige Aufnahme. —  
 — **Bei dem diesjährigen Volksspiel „Tell“** in Altorf (Schweiz) gab den Tell der Gerichtspräsident, ein Oberstdivisionär der Schweiz und Kommandant der St. Gotthardbefestigung. Den Walter Fürst mimte der Sekretär des Hypothekenausschusses, während der Rektor der Kantonal-Mittelschule den Vater Attinghausen spielte. —  
 — **Dem alten Verdi** wollte man einen italienischen Orden „anhängen“. Er bedankte sich. —  
 — **Auf dem ersten internationalen Kongreß der Akademien der Wissenschaften** in Wiesbaden wurde beschlossen, in Zukunft die deutsche, französische und englische Sprache offiziell bei wissenschaftlichen Beratungen zuzulassen. Ueber die italienische Sprache wurde kein Beschluß gefaßt, da kein Vertreter da war. Das Ergebnis wird im allgemeinen als günstig bezeichnet, es sollen in Zukunft manche wissenschaftliche Unternehmungen mit vereinten Kräften durchgeführt werden. —  
 — **Am 1. Oktober** ist in Hamburg eine große öffentliche Bücherhalle mit mehr als 10 000 Bänden eröffnet worden. Außerdem liegen in den 4 Lesezimmern mehr als 120 Zeitschriften zur allgemeinen Benützung aus. Die Benützung der Bücherhalle ist unentgeltlich. Es hat sich schon jetzt herausgestellt, daß die zur Verfügung stehenden Räume absolut unzureichend sind, denn der Andrang ist ein sehr bedeutender. Täglich wird die Bücherhalle von mehr als 400 Personen besucht, darunter von vielen Arbeitern. Ein weiterer Ausbau ist von dem Vorstande der Bücherhalle auch schon ins Auge gefaßt. —